


Nr. 289. Bromberg, den 17. Dezember 1933

# Winke, bunter Wimpel..!

Eine Fischergeschichte von der Kurischen Nehrung

von Alfred Karrasch.



(15. Fortsetzung.) 

Da sind auch schon die Lichter vom Dorf. Das ist die kleine Straße zum Hause. Das Haff liegt düster, die Wellen brausen. Es funkelt über dem Schaum der sich brechenden Wellen, das große Sternenlicht ist wieder entzündet. Gegen das Sternenlicht sieht er auf dem Maste den Wimpel sich drehen. Kehr wieder! steht in dem Wimpel. Winke, Wimpelchen, Tag und Nacht. Kehr wieder! steht in dem Wimpel...

Er tritt ins Haus. Sie sind beim Abendbrot, die Mutter, der Mik und der Hann. Der Dow setzt sich zu ihnen. Sie essen, keiner spricht ein Wort.

Der Dow legt den Löffel hin: „Mutter...!"

„Ja, Dowchen..."

„Es wird nun gut sein ... ich hab' mir so gedacht ... du kannst mir mal nachher gleich das Fangbuch geben. mit den Verrechnungen, ich werde mal ... Ich werde dir das abnehmen, Mutter, du hast Arbeit genug ... Wieviel habt ihr gestern gefangen, Mik? Wann bringst du das Boot raus, Hann, zum Überholen? Morgen? Ist gut. Ich bestell' den Zimmermann. Ich will mal sehen, was mit dem Bootchen noch zu machen ist..."

Die Mutter läßt den Kopf sinken. Sie beugt sich, das mußte so kommen, und das ist meine Schuld. Und das soll auch so sein, Dow, wie du das sagst, denn du bist der Herr. Ich habe es gesehen, ich hab' es erkannt: du bist der rechte Herr, das soll nun so sein...

*

Der Dow ist mit einem Schlag ganz verändert. Noch ein Knabe und doch wie ein Mann geworden.

Morgens mit den Frühesten raus, abends als letzter ins Bett, und überall ist der David. Er ist am Boot, wenn die Fischer aufs Haff gehen. Er wartet schon am Strande, wenn der Schwarm der heimkehrenden Boote noch weit draußen die stillen Schwingen breitet. Er führt das Fangbuch. Er ist im Boot, wenn das zum Fischdampfer geht, zu verladen.

Überall ist der Dow. Überall sieht man ihn auftauchen in seinem blauen Anzug, auf dem Kopf die Fischermütze. Überall steht er da, ein Abbild seines Vaters. Diese Haltung, das Gesicht des Vaters, dieses klare und kühne Gesicht. Seine blauen Augen sehen alles. Sein Gesicht ist braun, aber schmal. Auch sein Mund ist schmal. Überall ist der Junge, aber nirgends sieht man ihn lachen.

Nun wartet er nicht mehr, sagen die Leute im Dorf. Aber was wissen die Leute, wie oft am Tag der Dow einen raschen Blick zum Leuchtturm schickt, immer noch keine weiße Fahne...? Aber nun wartet der Dow nicht mehr, sagen die Leute, und das ist gut so, sagen sie, das ist sehr gut. Denn da ist nicht alles in Ordnung im Haus des Peleikis, wir haben das lange gewußt. Ist gut, wenn da der Junge ein bißchen die Augen aufmacht, denn es geht um sein Erbe. Versteh' einer die Marucke, die Frau. Hat einen Mann gehabt, solch einen Mann wie den Peleikis, und nun schmeißt sie sich so einem an den Hals, wie der Hann einer ist. Ja, da muß der Dow mächtig ums Haus sein, denn wenn's nach der Frau ginge...

Den David aber bewundern sie alle. Das ist ein Junge. Ihr Kinder, seht euch mal den David an.

Der David weiß von nichts, will von keiner Bewunderung wissen. Der hat andere Sorgen. Der führt mit Mik ganz wichtige, ernste Gespräche: „Wie steht Zand in Königsberg?"

„Schlecht."

„Bressen immer noch gedrückt?"

„Immer noch. Wann drücken sie uns die Fischpreise nicht."

Der Mik steht dem Jungen ganz totenernst Rede und Antwort. Sein Lächeln — nein, der Junge, der Junge! — zeigt er ihm nicht. Aber es ist wirklich gut, Dowchen, daß du dich anlernst, mal deine Nase in diese Sache steckst. Alle Achtung vor dir. Ich mach' da mit, ich helf' dir, wo ich nur kann, das sollst du mir glauben. Und was die beiden da angeht, das Liebespaar — wer kann die Frau begreifen? — das schadet denen auch nichts, daß sie fühlen, daß da immer ein Paar Augen sind ... Also, Dow, lieber Junge, ich bin mit dem ganzen Herzen dabei.

Ja, der Mik macht mit. Was, der junge Fischerwirt willst du sein? Gut. Ich erkenn' dich an. Siehst du nicht, wie ich dir zum Gruß mit dem Zeigefinger an den Rand meines Strohhutes fahre? Der Dow sieht das, er ist dankbar und stolz. Denn nur drei Menschen hat der Mik so gegrüßt, indem er mit dem Zeigefinger mal so ein bißchen zum Hutrand fährt. Erstens den Herrn Pfarrer. Zweitens den Herrn Gemeindevorsteher. Dann war drittens der Vater, der Fischerwirt. Nun aber fährt der Mik, wenn er den Dow kommen sieht, auch mit dem Finger zur Hutkrempe. Dow, Junge, willst du noch mehr?

— — — — — — — — — — — — — — — —

Das weiße Schiff kommt von Cranzbeek. Es ist ein Sonntag. Jetzt ist der Dampfer auf der Höhe der Mole von Nidden. Nun schwenkt er ein. Nun kommt er langsam an die Mole, legt an. Na, wer wird heute mit dem Dampfer gekommen sein? Das ist immer für die Niddener eine ganz hübsche Überraschung und Abwechslung, zu sehen, wer kommt. Heute ist nun noch Sonntag, da steht eine ganze Menge Menschen auf dem Dampfersteg.

„Koffertragen... Jungs...!" ruft der Kapitän von der Kommandobrücke an Land. Ein paar Jungen warten schon, die stürzen vor.

„Koffertragen, David Peleikis, mal hier ran, meinen Koffer tragen...!" ruft eine frohe und starke Stimme. Der Herr, der so ruft, wehrt einem andern Jungen, der zuspringen will: „Nein, laß, meinen Koffer wird der David Peleikis tragen ... David Peleikis...!"

„Hier!"

„Junge, bist du gewachsen in den zwei Jahren, die ich nicht hier war. Was macht das Laufen? Junge, bist du gewachsen . . .!"

Der David steht vor einem Herrn in brauner Lederjoppe, der ihn fröhlich anzwinkert und durch seine Brillengläser betrachtet. Dann haut er dem Dow auf die Schulter: „Na, sag mal an, Mansch, Dow, wie geiht?"

Der Dow ist ganz rot vor Freude geworden: „Der Herr Maler Mollenmeister ist wieder nach Nidden gekommen . . .?"

„Ist er, mein Sohn, ist er. Und nun mal den Koffer aufgepackt, du treibst ja jetzt diesen Sport, hab' schon gehört. Und denn wollen wir mal ein bißchen zu Blode tippeln."

Der David schwingt sich den Koffer auf die Schulter. Der ist mal schwer. Dann aber stapft er tapfer, tapfer neben dem Maler die Landstraße durchs Dorf, durch den tiefen Sand.

„Na, und nun erzähl mir mal, wie es gegangen ist die ganze Zeit."

Der Dow gibt keine Antwort. Er sieht nur so von unten her, unter dem Koffer hervor nach dem Maler, weißt du denn nichts?... und ich kann jetzt auch nicht reden, der Koffer ist schwer . . .

„Na, denn will ich dir die Sache mal leicht machen, Dow..." Der Herr Maler Mollenmeister bekommt blanke Augen, wie er jetzt mit seiner Ansprache beginnt, „also brauchst mir nichts zu erzählen, Dow, ich weiß alles. Ich weiß einfach alles, mein Jung. Ich hab' gleich in Cranzbeek nach dir gefragt, und der Kapitän hat mir die ganzen Stunden Fahrt nur von dir erzählt. Bist ja hier eine Berühmtheit geworden. Nein, nein, sieh mich nicht so an, ich spotte nicht. Und damit wir uns gleich verstehen, will ich dir meine Meinung über dich sagen: Hut ab vor dir, David Peleikis. Ein mordsbraver Junge bist du geworden."

Der Junge gibt keine Antwort. In seinem Gesicht loht ein Brand.

„Und denn hör mal zu, David Peleikis. Du weißt doch, wie ich mit deinem Vater war. Das war noch einer, unter uns, brauchst es ihnen nicht zu sagen, aber da waren alle andern Volksgenossen hier im Dorf doch die reinen Paschulken dagegen. Du kannst nun zu mir immer kommen, wenn du willst. Dann wollen wir uns in aller Gemütlichkeit mal was von deinem Vater erzählen. Und noch etwas andres habe ich mir ausgedacht, Dow. Sieh mal, Dow, es ist doch nun ganz gleich, wo ich male. Ob ich hinter der Düne male oder an einer Stelle, von der man auch das Meer sehen kann . . . du verstehst mich . . .? Und ich habe Augen wie ein Uhu, trotz meiner Brille, und die Uhuaugen, da hilft kein Streiten, sind doch nun mal die schärfsten auf der Welt. Also, Junge, ich werde alles sehen, was da über das Meer kommt, darauf kannst du dich verlassen. Wir verstehen uns doch, Dow . . .?"

Die große Freude liegt auf dem Gesicht des Jungen. Wie gut ist der Herr Mollenmeister! Der ist immer zu ihm so gut gewesen. Aber der Koffer, der Koffer... der ist wirklich schwer, so schwer, daß es fast über seine Kraft geht. — Und ich weiß das, ich weiß das, mein Junge, denkt der Maler, aber im Augenblick sollst du ihn noch schleppen, ich hab' nun mal meine innige Freude dran, dich so zu sehen, Junge . . .

„Aber jetzt eins, Dow. Mir kannst es doch sagen. Mir mußt du das schon erzählen, nämlich, warum du jetzt in den Stand der lastenschleppenden Wüstenkamele gekommen bist? Warum trägst du Koffer, was doch eigentlich, ich meine, der Sohn vom Fischer Christup Peleikis nicht nötig hat...?"

Ist der Koffer mal schwer. Der Dow fängt an zu keuchen. Wenn man mal absetzen könnte! Aber der Herr Mollenmeister geht weiter.

„Also los, warum schleppst du Koffer . . .?"

Warum ich das tue? Keinem andern in der Welt würde ich davon sprechen, aber dem Herrn Mollenmeister kann ich's erzählen, der versteht mich, der hat auch den Vater gekannt, der weiß, wie Vater war... „Das ist... im nächsten Jahr muß nun — das neue Boot gebaut werden... Der Vater hat das Geld dazu... schon gespart... Aber das will ich nicht . . . daß wir Vaters Geld nehmen . . ."

Ist der Koffer schwer...! Nun kann ich bald nicht mehr. Aber ich muß durchhalten, sonst bekomme ich weniger Geld für das Tragen . . .

„Na, und —?"

„Ich will nun selbst das Geld für den Kahn verdienen, der neue Kahn . . . das soll... mein Geschenk an den Vater sein . . . wenn der wiederkommt . . ."

„Was hast schon zusammen . . .?"

„Siebzehn Mark . . . ich trag' noch nicht lange, Herr Mollenmeister . . ." Er sagt es demütig, wie eine Entschuldigung.

„Und was kostet der Kahn . . .?"

„Dreitausend Mark."

Da muß der Maler Mollenmeister doch lachen. Aber das ist ein besonderes Lachen... Siebzehn Mark und dreitausend... Wie lange muß er da noch schleppen! Aber was fragt der Junge danach! Er denkt an den Vater, dann rechnet sein Kopf nicht mehr. Dann rechnet nur noch sein Herz, und das rechnet großzügig und leicht. Was ist das dann schon für eine Summe, zum Lachen...!

Aber du bist mir ein Junge, Dow, ein herrlicher Junge. Diese Liebe zum Vater und diese Treue. Das ist eine Größe, wie aus Heldenliedern könnte das sein. Ich weiß, wie schwer du jetzt schleppst, du brichst fast zusammen. Aber dabei leuchten deine Augen, denn du denkst an den Vater. Herrlich, herrlich ist das. Fischerjung David Peleikis...

„Aber nun hast du dich als Lastkamel genug produziert, mal her mit dem Koffer . . .!" Der Maler faßt nach dem Koffer. Der Junge fängt an, sich zu wehren.

„Mach doch keinen Unsinn, Dow, so stehen wir doch nicht, so bin ich doch nicht, daß ich dich hier so schleppen lasse, vor meinen Augen..." Hast ja schon genug zu tragen auf deinen Knabenschultern, du armer Jung. Laß nun auch mal einen andern dir bißchen helfen, gib mal ab, von deinem Reichtum, gut zu sein, wenigstens eine Kleinigkeit...

Aber der Dow wehrt ab. Die Angst steht in seinen Augen: dann verdiene ich weniger Geld . . .

„Laß doch, Jung, und sei ganz beruhigt, das gilt. Ich werde dir den vollen Tarif bezahlen . . ."

Nun schreiten sie weiter durch den Sand. Der Maler will noch vieles vom David wissen.

„Also bis wann mußt das Geld zusammenhaben?"

„Bis zum nächsten Sommer. Das Boot sollte in diesem Jahr gebaut werden, aber ich hab' die Mutter gebeten, da hat sie ja gesagt. Wir müssen ein neues Boot haben, denn unser Boot ist morsch und alt. Der Mik sagt, es hält schon diesen Sommer nicht aus . . ."

„Und wenn es diesen Sommer nicht aushält . . .?"

„Ja, dann . . ."

Ja, dann weißt du nicht weiter. Und mit dem Herzen kann man nicht Boote bauen lassen. Das ist nun mal so auf der Welt . . .

Damit sind sie am Hause. „Dank' dir schön, Dow, für das Tragen. Hier ist die Bezahlung . . ."

„Ich kann nicht wechseln." Der Dow hält ein Goldstück in seiner Hand.

„Wer hat was vom Wechseln gesagt, du Wüstenkamel? Ich zahl' Sondertarif. Grüß Gott, Jung. Spar weiter an deinen dreitausend . . .!"

*

Am Sonnabendmittag kommen die Fischerboote nach Haus. Dann werden die Bootchen schön klar gemacht. Die Netze werden in den kleinen Gärtchen auf den Gestellen schön sauber aufgehängt, da können sie nun wehen und in der Sonne hängen. Die Fischer aber gehen mal an den Schrank, in dem ist der gute blaue Anzug, der wird angezogen. Dann noch das Pfeifchen oder die Sonntagszigarre, der Feiertag kann beginnen.

Jaja, das ist auch mal ganz schön, da wird dem Menschen ganz wohlig zumut. Sie setzen sich vor das Haus, ist mal auch ganz schön, so das Haffchen von weitem zu sehen. Oder sie gehen ins Dorf, mal an den Zaun zum Nachbar. Da kann man ein bißchen herumstehen und mal was sprechen: „Na, wie geht's und was macht bei euch der Fang?" „Denk mal einer, der Wulweitis ist letzten Dienstag ohne Mast nach Hause gekommen. Wie muß er das angestellt haben? Das ist mal ein dummer Hund . . ."

Da also, an so einem Sonnabend — und das ist heute wieder ein herrlicher Tag — da hat sich auch der Hann in Kluft geworfen. Nun tritt er aus dem Haus, pikfein in seinem blauen Anzug, die Schiffermütze mit einer Extrakordel aus Seide hat er sich windschief auf die roten Bürstenhaare gesetzt. Der sieht mal heute unternehmend

aus. Da, auf der Bank vor dem Hause sitzt schon die Marucke, auch geputzt. Der Hann begrüßt sich und schmeißt sich noch mehr in die Brust. Na, was hat er gesagt? Ja, die Weiber, die Weiber! Die kennt er doch, na ja, da erwartet ihn schon die Marucke. Siehst du wohl, das muß nur erst mal richtig hungrig werden, das Langhaar. Dann kommt alles andre von selbst. Er, der Hann, kennt das Weibervolk doch.

Die Marucke also ist auch im Staat. Warum soll sie auch nicht, wenn doch heute Feiertag ist? Und daß sie das ganz neue, bunte Tuch aus Memel um die Schultern hat? Wozu hat sie es gekauft? Soll es bloß im Kasten liegen?

Nun hält sie die Hände im Schoß und sieht in die Weite, gradeaus, vor sich hin. Ist das mal heute glänzend und schön, das Haffchen. und ich sehe gar nicht, daß du, Hann, schon neben mir bist . . .

Der Hann kneift die Augen zusammen: „Na . . .?"

Da ist ja der Hann. Die Frau ist ganz erstaunt. Sieh mal einer an, ich hab' gar nicht gewußt, daß der Hann im Haus war. Ich denk', der Hann ist im Krug. Ich hab' mich ein bißchen angezogen und hier auf die Bank gesetzt. Aber ist das Haffchen heute mal schön, ist das schön... Ich muß immer aufs Haff sehen, nicht noch ihm, ich kann das gar nicht. Denn ein Zittern ist schon in mir, wenn ich ihn nur neben mir weiß. Nun ist er aber noch extra nach mir gekommen.

Der Hann sieht doch gleich, was mit der Frau los ist. Siehst du wohl, da hast du dich nun so lange gesträubt und getan, warum und wozu? Und jetzt hast dich ganz großartig in Staat geschmissen für mich und kannst nicht schnell genug mit mir in die Sandkule kommen. Aber so seid ihr Weiber. Da ist keine anders.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Leben und Kälte.

## Die Natur verträgt Polarkälte leichter als Siedehitze.

Von Professor Dr. H. Wohlbold.

Ein bedeutender Astronom und Physiker der Gegenwart schreibt einmal, daß nach roher Schätzung höchsten Falles der tausend-billionste Teil des Weltalls Bedingungen bietet, unter denen ein solches Leben wie auf unserer Erde möglich ist. Er begründet diese Annahme vor allem damit, daß nur in einem so unendlich kleinen Raum im Kosmos Temperaturen herrschen, die für das Gedeihen von Organismen unerläßlich sind. Überall sonst ist es für Tiere oder für Pflanzen entweder zu warm oder zu kalt, sie würden verbrennen oder erfrieren. Solche Zahlen müssen natürlich immer problematisch bleiben. Aber sie sind doch wohl bis zu einem gewissen Grad begründet, vor allem insofern als dem Leben in der Tat Temperaturgrenzen gesetzt sind. Sie lassen sich nach oben hin ziemlich eindeutig feststellen. Organismen müssen — es handelt sich selbstverständlich immer um ein Leben im irdischen Sinn — zugrunde gehen, sobald sie einer Temperatur ausgesetzt werden, bei der das Eiweiß in ihrem Körper gerinnt. Diese liegen nicht sonderlich hoch. Es gibt zwar Algen, die in heißen Quellen von 64 Grad Celsius gedeihen. Manche sollen sogar bis zu 85 Grad aushalten. Aber im allgemeinen darf man 50 Grad als die höchste für Organismen ertragbare Wärme ansehen. Darüber hinaus sterben sie schnell ab.

Anders ist es mit der Kälte. Hier scheint es zweifelhaft, ob überhaupt eine Grenze für das Leben besteht. Für die warmblütigen Tiere besteht sie selbstverständlich. Bei ihnen ist ja eine ziemlich genau festgelegte Temperatur etwas zum Wesen des Organismus Gehöriges. Innerhalb gewisser, aber nur enger Grenzen kann sie allerdings schwanken. Wovon sie abhängt, wissen wir nicht. Keinesfalls etwa von der Körpergröße. Die Maus hat die gleiche Blutwärme wie der Mensch, nämlich 37 Grad. Wir messen 36 Grad bei Elefant und Igel, 40 Grad beim Falken und beim Rind. Die Temperatur der Umwelt hat mit der Blutwärme nur sehr wenig zu tun. Ganz belanglos ist sie allerdings nicht. Genau gesagt hat das menschliche Blut in den gemäßigten Zonen 36,6 bis 37,4, bei dem tropischen Menschen aber 37,6 bis 38,2 Grad. Ein Mehr oder Weniger ist krankhaft.

Wie auch bei warmblütigen Tieren äußere Umstände die Blutwärme beeinflussen können, zeigen Versuche, die mit Ratten angestellt wurden. Ihre Temperatur beträgt normal 36,2 Grad. Wurden die Tiere in einem Raum von 33 Grad über Null aufgezogen, so stieg die Blutwärme auf 37,9, hielt man die Ratten von der Geburt an bei 5 Grad, so fiel die Bluttemperatur auf 34,4 Grad. Im ganzen aber ist sie bei den Warmblütlern gleichbleibend, Herabsetzung wird rasch gefährlich. Für den Menschen bedeuten 27 Grad eine schwere Schädigung, 25 Grad sind lebensgefährlich. Affen mit einer normalen Temperatur von 38 Grad wurden bei 14 Grad — immer meinen wir hier Temperaturen über Null — scheintot, sie konnten aber durch Wärme wieder belebt werden.

Ganz anders liegen die Verhältnisse schon bei höheren wechselwarmen Tieren. Sie können ohne Schaden eine beträchtliche Kälte ertragen und bei niederen, vollends einzelligen Organismen scheint es fast keine Grenze zu geben. Fische können unter Umständen gefrieren, ohne zugrunde zu gehen. Schleie z. B. hat man bei minus 15 Grad einfrieren lassen. Bei Fröschen geht das noch mit 28 Grad Kälte, erst bei 30 Grad unter Null sterben sie. Der Tod tritt bei solchen Tieren gewöhnlich dann ein, wenn die Körpersäfte gefrieren, und dann ist die Ursache rein mechanisch. Beim Gefrieren dehnen sich die Säfte aus und zersprengen das Gewebe. Dieses Gefrieren erfolgt allerdings eben nicht, wie beim Wasser, bei Null Grad, denn Lösungen können, wie man sagt, „unterkühlt" werden. Das Meerwasser gefriert infolge seines Salzgehaltes erst bei 3 Grad unter Null. Andere Lösungen kann man noch viel stärker unterkühlen. Menschenblut gefriert erst, auch wenn es nur ein einziger kleiner Tropfen ist, bei 15 Grad Kälte. Immerhin liegt die Grenze des Erträglichen bei Wirbeltieren, auch bei wechselwarmen, noch recht hoch. Bei Wirbellosen aber fällt sie schnell und schließlich — man möchte fast sagen — ins Bodenlose. Insekten überleben in Massen den härtesten Winter, sie selbst, ihre Larven und Puppen können steinhart gefrieren; 20, 25 Grad Kälte schaden ihnen gar nichts, noch weniger ihren Eiern. Den Eiern der Seidenspinner z. B. scheinen Temperaturen von 40 Grad unter Null sogar zuträglich zu sein. Aus den Eiern, die gefroren waren kommen mehr Seidenraupen als aus anderen. Aber es geht auch noch tiefer. Tausendfüßern können 40, den winzigen Rädertierchen 60 bis 90 und den hochentwickelten Schnecken sogar 120 Grad unter Null nichts anhaben.

Auch Pflanzen ertragen im allgemeinen viel mehr Kälte, als man gewöhnlich meint. So gehen Weinreben und Zirbelkiefern auch bei 20, Eichen und Buchen bei 25, Apfel- und Birnbäume bei 33 Grad unter Null selbst nach Wochen nicht zugrunde, und die Bäume und Sträucher Sibiriens überdauern ohne Schaden 60 Grad Kälte. Selbst zarte, krautige Pflanzen halten erstaunlich viel aus. Ein Löffelkraut auf der Tschuktschenhalbinsel wächst nach einem Winter mit 40 Grad im Frühjahr lustig weiter.

Ganz erstaunlich aber ist schließlich die Widerstandskraft einzelliger Organismen, besonders der Bakterien. Man hat sie, um ihre Lebenszähigkeit zu prüfen, den härtesten Proben unterworfen. Stunden, Tage, ja Monate lang sind sie in flüssige Luft von 200 Grad, in flüssiges Helium von 271 Grad Kälte, also schon nahe am absoluten Nullpunkt, eingeschlossen worden, vielfach ohne Schaden zu nehmen. Die Erreger der asiatischen Cholera hielt man ein halbes Jahr, Schimmelpilze zehn Stunden lang bei minus 190 Grad, Bakterien und Kieselalgen bei 200 Grad, verschiedene Bakterien in flüssigem Wasserstoff von 252 Grad und zwar zehn Stunden lang am Leben. Es hat ihnen allen nichts geschadet, und sogar Fadenwürmer, Bärtierchen und Rädertierchen haben es 125 Stunden lang in flüssiger Luft ausgehalten.

Aus den angegebenen Beispielen geht eindeutig hervor, daß die Widerstandskraft eines Lebewesens von seiner Entwicklungshöhe abhängt. Je vollkommener ein Tier ist, desto schneller geht es an der Kälte zugrunde. Daß höhere Tiere erfrieren, befremdet ja weiter nicht. Schließlich kann man es auch verstehen, daß ganz primitive Lebewesen mit

einem verschwindend geringen Wassergehalt der Kälte widerstehen können. Das eigentliche Rätsel liegt aber auf einem anderen Gebiet. Es lassen sich an solchen Organismen, die kürzere oder längere Zeit hindurch in einer Kältestarre liegen, keinerlei Lebensäußerungen mehr feststellen, abgesehen von dem Fehlen einer Nahrungsaufnahme vor allem auch keine Atmung. Die tief abgekühlten Lebewesen niederster Art sind einfach tot. Das Seltsame ist, daß sie wieder zum Leben erwachen können und nach vielen Monaten des Scheintodes weiter bestehen, als ob nichts geschehen wäre. Bei höheren Organismen gibt es zwar auch einen Scheintod, aber es ist in diesem Fall der Stoffwechsel nur auf ein Mindestmaß herabgesetzt. Hört er einmal ganz auf, so geht es mit dem Leben auch zu Ende.

Es ist also offenbar das Leben auf seinen höheren Stufen etwas ganz anderes als bei den primitiven Formen. Ja, es darf wohl gesagt werden, daß die Begriffe von Leben und Tod, so wie wir sie beim Menschen und auch bei höheren Tieren kennen, für die niederen Lebensstufen eine ganz andere oder überhaupt keine Bedeutung haben. Es gibt eben auf dieser Stufe im Grunde kein individuelles Dasein, kein Eigenleben, sondern vor allem der einzellige Organismus, aber auch schon verhältnismäßig noch hoch stehende Tiere schwingen im allgemeinen Lebensrhythmus der Natur mit — er kann auch einmal an ihnen vorübergehen, sie gedeihen doch weiter, wenn er sie wieder ergreift.

## Der Schuß ins Weinglas.

Historische Skizze von **Hermann Ulbrich**-Hannibal.

Ein Reitertroß stob durch Felder und Wälder dahin. Der Schlag der Hufe wirbelte Staubwolken auf, die der Wind weit über die Äcker wehte. Der Anführer flog im Sattel des schäumenden Pferdes hin und her. Die Schweißtropfen perlten unter dem Helm hervor. Der Reiter wußte, warum er es eilig hatte, von Böhmen an die Ostseeküste zu kommen.

Es war der kaiserliche Generalissimus Albrecht Wenzel Eusebius von Wallenstein, der Herzog von Friedland, den der Kaiser wegen seiner Tapferkeit, seines unbeugsamen Mutes und seiner Unbesiegbarkeit zum Herzog von Mecklenburg und zum Admiral des ozeanischen und baltischen Meeres ernannt hatte.

Unermüdlich ging der Ritt nordwärts, mitleidlos wurden den Pferden die Sporen an den Leib gesetzt, denn es galt so schnell wie möglich das Söldnerheer zu erreichen, das die Stadt Stralsund, den Brückenkopf der Ostsee, belagert hielt.

Nach einigen Tagen kam die turmreiche Stadt am Strelasund in Sicht. Vor ihren Toren im Hainholz lag das Heer des unbesiegbaren Wallenstein, geführt von seinem Vertreter Arnim, und wartete gerade so auf die Übergabe Stralsunds wie damals, als Wallenstein die Truppe zum Ritt nach Böhmen verlassen hatte. Die Stadt trotzte der Belagerung noch immer und brachte den Wallensteinern viele Verluste bei.

Der kaiserliche Generalissimus sah die Lücken, die der Verteidigungskampf der Stralsunder in seine Armee gerissen hatte. Er kochte vor Wut. Wie konnte es eine Stadt wagen, sich gegen ihn zur Wehr zu setzen, entgegenzustellen, der noch nie das Schlachtfeld ohne Sieg verlassen hatte!

In den Mauern Stralsunds wurde die Not immer größer. Die verzweifelten Bürger baten ihren Bürgermeister, dem feindlichen Heere die Tore zu öffnen. Aber der, in dessen Händen das Geschick der Stadt lag, hatte einen klaren Kopf und auch dem unbesiegbaren Feldherrn gegenüber einen mutigen Willen. So sehr Wallensteins Kanonen dröhnten und ihre Geschosse gegen die Mauern Stralsunds schleuderten, so wenig ließ der Bürgermeister Lambert Steinwich sich einschüchtern. Er wußte, was er wollte. Er schloß mit Gustav Adolf von Schweden einen Vertrag, der seiner Stadt Lebensmittel, Munition und Truppen sicherte.

Machtlos mußte der kaiserliche Generalissimus sehen, wie ein Schiff der Schweden nach dem andern in den Stralsunder Hafen einlief und den Bürgern brachte, was sie brauchten. Der Admiral des ozeanischen und baltischen Meeres hatte keine Schiffe, die er den Feinden entgegenschicken konnte.

Die Wochen wurden zu Monaten. Stralsund hatte viel zu erdulden, aber die Verluste der Wallensteinschen Truppen waren größer. Immer geringer wurde die Zahl der kaiserlichen Soldaten und immer mutloser ihre Stimmung.

Da kam ein Kurier aus Wien mit dem Befehl, die Belagerung aufzugeben, weil sie nutzlos erscheine und zuviel Blut koste. Das war eine Forderung, die der Generalissimus nicht erfüllen konnte. Wie wenn helle Flammenzungen in dunkler Nacht einen Scheiterhaufen lechzend umschlingen, so lohte in ihm der Siegerwille auf. „Und wenn Stralsund mit Ketten am Himmel befestigt wäre, so muß die Stadt doch herunter", trotzte er zähneknirschend dem Befehl des Kaisers.

Die Belagerung ging weiter. Die Ausfälle der Stralsunder wurden zahlreicher. Der gereizte Generalissimus verlegte sich nun mit Siegermanier auf Verhandlungen mit den Stralsundern.

Er forderte Geld.

„Dat hemmen wi nich", war die Antwort.

Er forderte Stralsund auf, die kaiserliche Besatzung in seinen Mauern aufzunehmen und ihr die Tore zu öffnen.

„Dat don wi nich", lautete die Entgegnung.

Wutentbrannt schimpfte er sie Spitzbuben. Aber die Stralsunder gaben ihm lakonisch zur Antwort: „Dat sünd wi nich."

So ging der Kampf weiter. Nach sechsmonatiger Belagerungsdauer kam der 23. Juli des Jahres 1628 heran. Im Hainholz vor Stralsund inmitten seiner Truppen saß in seinem Zelte der kaiserliche Generalissimus, das Gesicht von Kummer und Sorgen zermürbt. Aber es galt neuen Mut zu fassen. Wallenstein goß Wein in den gläsernen Pokal, um sich mit dem feurigen Trank zu stärken. Aber als er den Becher an den Mund setzen wollte, sprang er in seiner Hand auseinander. Der Wein rann zur Erde, die Splitter des Glases flogen nach allen Seiten. Eine Kugel der Stralsunder hatte die Wand des Zeltes durchlöchert und dem Feldherrn das Glas in der Hand zerschossen.

Leichenblaß fiel der Generalissimus in seinen Feldstuhl zurück. War das eine Warnung aus einer anderen Welt?

Wallenstein sprang auf, ließ seine Offiziere rufen und gab ihnen den Befehl, gegen dessen Beschluß er sich immer gesträubt, gegen den er selbst dem Kaiser getrotzt hatte, die Belagerung aufzugeben und den Rückmarsch anzutreten. Am nächsten Tage kehrte die Armee Wallensteins der Stadt den Rücken




### Das Glück fand das richtige Haus.

Die Hauptgewinne der französischen Staatslotterie scheinen diesmal ganz besonders stark in die Kreise wirklich Bedürftiger gefallen zu sein. Neben einem Lastträger der Pariser Markthallen, auf den eine halbe Million Franken fielen, haben ein Landarbeiter und ein Familienvater mit 14 Kindern je eine Million Franken gewonnen. Ein weiterer Gewinn von einer halben Million Franken fiel auf eine Pariser Portierfrau. Mehrere Fabrikarbeiter sowie eine Gruppe von Verkäuferinnen eines großen Pariser Warenhauses teilen sich in Gewinne von 100 000 Franken.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.